

Zeitschrift für Germanistik

Neue Folge

XV - 3/2005

Herausgeberkollegium

Werner Röcke (Geschäftsführender Herausgeber, Berlin)

Erhard Schütz (Berlin)

Inge Stephan (Berlin)

Horst Wenzel (Berlin)

in Verbindung mit

Bernd Hüppauf (New York)

Alexander Kossmann (Bristol)

Steffen Martus (Berlin)



PETER LANG

Europäischer Verlag der Wissenschaften

Bern · Berlin · Bruxelles · Frankfurt am Main · New York · Oxford · Wien

Hochschulreform und disziplinärer Wandel. Mutmaßungen über Zustand und Zukunft der Altgermanistik

I. ‚Kulturwissenschaften‘ und Fachidentität. Ein bekannter Kalauer weiß, dass Prognosen dann besonders schwierig seien, wenn sie sich auf die Zukunft bezögen. Es mag also nicht unklug sein, die Mutmaßungen über Zukünftiges fürs Ende aufzusparen und zuvor einige Erwägungen über den Zustand der Germanistischen Mediävistik in der Gegenwart anzustellen. Zu diesem Zweck wähle ich für den Anfang einen Beobachtungspunkt, von welchem aus die Lage des Faches sich durchaus freundlich darstellt.

Von ihm aus sieht man: Nicht nur hat das Mittelalter ungebrochene Konjunktur, auch die Altgermanistik wirkt vital. Die Antrags- und Bewilligungsvolumina bei den Förderinstitutionen sind auf Höchstniveau; es wird ediert und in Sammelbänden publiziert, dass sich die Bibliotheksregale biegen und das Rezensionswesen mit seiner Funktion disziplinärer Selbstkontrolle kaum mehr hinterherkommt; die *linguistic* und *cultural turns*, die *corporal* oder *anthropological*, die *performative* und *iconic* und *topographical turns* halten einander mächtig in Bewegung.¹ Und keineswegs sind die Gesprächsfäden zwischen ihren jeweiligen Vertretern oder die Kontakte auch zu denjenigen abgerissen, die sich etwa als Überlieferungshistoriker, Editoren und Lexikographen der „historischen Textpflege“² widmen.

Dass dieserart die zentrifugalen Kräfte trotz aller Dynamik nicht überwiegen, mag unter anderem damit zusammenhängen, dass es sich – *erstens* – bei der Mittelaltergermanistik um ein kleines Fach handelt, dessen Vertreter(innen) einander zumeist persönlich kennen, so dass disziplinäre Kohärenz vielfach durch Interaktion gesichert werden kann. *Zweitens* wird in diesem Zusammenhang eine Rolle spielen, dass jene Texte, welche das Fach wissenschaftlich zu ‚verwalten‘ hat, ohne explizite (sprach-, kultur- oder wissens-)geschichtliche Kontextualisierungen schlechterdings unverständlich blieben. Die historische Rekonstruktion solcher Kontexte nämlich zwingt immer wieder in die Mühen der Ebene, wo sich dann die verschiedensten Theorieorientierungen treffen, untereinander austauschen und übereinander verständigen können mit dem Effekt, dass

1 Eine jüngste Übersicht von Gerhard Neumann: Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Ein Entwurf. In: K. Stegbauer, H. Vögel, M. Waltenberger (Hrsg.): Kulturwissenschaftliche Frühneuezeitforschung. Beiträge zur Identität der Germanistik, Berlin 2004, S. 131–160. – Die nachfolgenden Mutmaßungen wahren weithin ihre ursprüngliche Vortragsform. Ohne dass dies hier jeweils im Einzelnen vermerkt würde, berühren sie sich oft mit Überlegungen, die ich in vorangegangenen Aufsätzen von

den historischen Gegenständen der Altgermanistik her zu induzieren versuchte. Die beiden Einleitungskapitel gehen im Wesentlichen auf einen ungedruckten Vortrag zurück, den ich auf Einladung von Rüdiger Schnell im Sommer 2002 im Rahmen des ‚Troisième Cycle Romand‘ in Bern halten durfte.

2 Hans Ulrich Gumbrecht: Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen Impuls im wissenschaftlichen Umgang mit Texten, aus dem Amerik. v. Joachim Schulte, Frankfurt a. M. 2003, S. 11 ff.

die Mittelaltergermanistik als – im Verhältnis zum Beispiel mit der Neugermanistik – „vergleichsweise strenger argumentierende[s]“ Fach³ wahrgenommen werden kann.

So weit, so gut. Wenn man sich denn allgemein sicher wäre, dass die aktuellen Interessen- und Theoriebewegungen nicht *à la longue* einen Identitätskern der Älteren Deutschen Philologie doch aushöhlen – und zwar nicht allein einen institutionellen Identitätskern, sondern vor allem einen epistemologischen. Vermutlich nehmen aber nicht alle Altgermanist(inn)en zuversichtlich an, dass die Möglichkeiten ernsthafter disziplinärer Kommunikation unter gemeinsamen Rationalitätsprämissen, Argumentationsstandards, Aufgabenbeschreibungen und Funktionsbestimmungen gänzlich ungefährdet seien. Jedenfalls kann einem auffallen, dass disziplinäre Identitätskerne in den zurückliegenden Jahren häufiger beschworen werden.⁴ Es scheint also, als ob sie eine gewisse Selbstverständlichkeit zu verlieren im Begriffe wären.

Was die altgermanistische Fachidentität wo nicht zu gefährden droht, da doch neu zu bestimmen nahe legt, das lässt sich am einfachsten unter jenem gängigen Stichwort ‚Kulturwissenschaften‘⁵ fassen, welches überhaupt in den Programm- und Legitimierungsdebatten solcher akademischen Fächer eine zentrale Rolle spielt,⁶ die man einmal ohne weiteres die Geisteswissenschaften nannte. Dabei scheint durchaus umstritten zu sein, ob mit ‚Kulturwissenschaften‘ ein Bruch mit den Traditionen der Deutschen

3 Friedrich Vollhardt: Kulturwissenschaft. Wiederholte Orientierungsversuche. In: Kulturwissenschaftliche Frühneuezeitforschung (wie Anm. 1), S. 30.

4 Dafür nur wenige Beispiele: Karl Stackmann: Neue Philologie?, in: J. Heinze (Hrsg.): Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche, Frankfurt a. M., Leipzig 1994, bes. S. 424; im Anschluss daran Joachim Heinze: Einleitung, in: Wolfram-Studien XV: Neue Wege der Mittelalter-Philologie. Landshuter Kolloquium 1996, Berlin 1998, S. 7; Joachim Bumke: Der unfeste Text. Überlegungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert, in: J.-D. Müller (Hrsg.): ‚Aufführung‘ und ‚Schrift‘ in Mittelalter und Früher Neuzeit, Stuttgart, Weimar 1996, S. 118f.; dazu auch Peter Strohschneider: Rezension von Joachim Bumke: Die vier Fassungen der ‚Nibelungenklage‘. Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert, Berlin, New York 1996, in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 127 (1998), S. 117; Ursula Peters: Einleitung, in: dies. (Hrsg.): Text und Kultur. Mittelalterliche Literatur 1150–1450, Stuttgart, Weimar 2001, S. XI–XVII; Karl Stackmann: Bemerkungen zur Identität der Germanistik im Zeichen der Wende zur Kulturwissenschaft, in: Kulturwissenschaftliche Frühneuezeitforschung (wie Anm. 1), S. 161–167.

5 In der Perspektive der vorliegenden Mutmaßungen lässt sich die Debatte am einfachsten vermittels der

folgenden Beiträge überblicken: Moritz Bassler (Hrsg.): New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur, Frankfurt a. M. 1995; Hartmut Böhme, Klaus R. Scherpe (Hrsg.): Literatur und Kulturwissenschaft. Positionen, Theorien, Modelle, Reinbek b. Hamburg 1996; Johannes Anderegg, Edith Anna Kunz (Hrsg.): Kulturwissenschaften. Positionen und Perspektiven, Bielefeld 1999; Ute von Bloh, Friedrich Vollhardt (Hrsg.): Germanistik als Kulturwissenschaft, Bielefeld 1999; Walter Haug, Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft?, in: DVjs 73 (1999), S. 69–93; Gerhart von Graevenitz: Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaften. Eine Erwiderung, in: ebenda, 73 (1999), S. 94–115; Gerhard Neumann, Sigrid Weigel (Hrsg.): Lesbarkeit der Kultur. Literaturwissenschaften zwischen Kulturtechnik und Ethnographie, München 2000; Ute Daniel: Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, Frankfurt a. M. 2001; Peters (wie Anm. 4); Claudia Benthien, Hans Rudolf Velten (Hrsg.): Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte, Reinbek b. Hamburg 2002; Markus Fauser: Kulturwissenschaft, Darmstadt 2003; Kulturwissenschaftliche Frühneuezeitforschung (wie Anm. 1).

6 Programmatisch explizit spätestens seit Wolfgang Frühwald, Hans Robert Jauf, Reinhart Koselleck, Jürgen Mittelstraß, Burkhard Steinwachs: Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift, Frankfurt a. M. 1991.

Philologie angesagt ist oder im Gegenteil deren neuerliche Stabilisierung. Doch braucht diese Umstrittenheit als solche zunächst nicht weiter zu irritieren: Sie gehört zu den ständigen Vollzugsformen, in welchen Disziplinen aushandeln, was sie als Innovation in die Bestände ihres Wissens integrieren und was sie als Irrtum aussondern werden.⁷ Und es versteht sich überdies beinahe von selbst, dass in derartigen Verhandlungen stets die epistemologische Kohärenz wie die institutionelle Persistenz einer Disziplin mit auf dem Spiel stehen; gerade so werden sie ja kommunikativ reproduziert. Im Falle der ‚Kulturwissenschaften‘ – deswegen der Plural! – muss nun allerdings die Altgermanistik derartige Fragen nicht im Hinblick auf einen vergleichsweise geschlossenen wissenschaftlichen Ansatz diskutieren, wie dies zum Beispiel zu Zeiten der Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus möglich war.⁸ Vielmehr sieht sie sich im Gegenteil mit einer verwirrenden Vielfalt von Versuchen konfrontiert, die Spielräume historischer Exploration gerade zu öffnen und auszuweiten, und das verändert die Struktur der Innovationskämpfe.

Im Folgenden will ich nun einige charakteristische Interessenveränderungen in der Altgermanistik skizzieren und dabei dann einerseits auf die These zuhalten, in ihnen lasse sich – aller Vielfältigkeit, manche werden meinen: aller Diffusität ungeachtet – doch so etwas wie ein resultierender gemeinsamer Trend ausmachen. Dieser Trend, so werde ich sodann argumentieren, könnte auch Fachentwicklungen nahe legen, die sich den derzeitigen institutionellen Veränderungen von Hochschulen und Wissenschaften in gewisser Weise ziemlich nahtlos einpassen. Darin freilich, so wird meine anschließende zweite These lauten, steckt weniger ein besonderer fachpolitischer Charme als vielmehr ein ausgemachtes Risiko. Anstelle systematischer Ableitungen leiste ich mir bei diesen Mutmaßungen immer wieder einige Zuspitzungen, von denen vielleicht nicht jedermann sagen würde, dass sie ganz ohne Polemik auskämen.

II. Produktion des Unselbstverständlichen. Es mag in der Germanistischen Mediävistik Positionen geben, von denen her bereits der Startpunkt des nachfolgenden Arguments polemisch tingiert scheint. Gleichwohl wird er brauchbar sein. Ihm zufolge kann man eine erste, in der jüngeren Fachgeschichte vermutlich längst unhintergebar gewordene Interessenveränderung darin sehen, dass ein rein archivalischer Umgang mit den historischen Gegenständen unter dem Begriff der ‚Literaturwissenschaft‘ (selbst der mediävistischen) nicht mehr befasst werden kann. Dies aber heißt: Die Altgermanistik muss analytisch sein. So wenig wie ihre eigenen wissenschaftlichen Interessen kann sie deren Objekte als selbstverständlich gegebene hinnehmen, sondern sie muss nach den Bedingungen ihrer Möglichkeit fragen.⁹

7 Vgl. Peter Strohschneider: *Innovative Philologie?* In: H. Kugler (Hrsg.): *www.germanistik2001.de. Vorträge des Erlanger Germanistentages, Bielefeld 2002* [recte 2003], Bd. 2, S. 901–924.

8 Etwa im Rahmen des Zweiten Schweinfurter Kolloquiums der Wolfram von Eschenbach-Gesellschaft 1976 über „Strukturalistische Methoden und me-

diävistische Literaturwissenschaft“; vgl. Werner Schröder (Hrsg.): *Wolfram-Studien V.*, Berlin 1979, S. 7–134.

9 Vgl. Niklas Luhmann: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a. M. 1984, S. 162 ff.

Tut sie dies aber, dann tritt ihr die (volkssprachige) Literatur des Mittelalters (und auch noch der frühen Neuzeit) als vielfältig fremd gewordene poetische Rede entgegen, welche in fremder Weise in unvertraute kulturelle Praxen ‚eingebettet‘¹⁰ ist. Die Literaturwissenschaft kann dann bemerken, dass das, was sie auch hier ‚Literatur‘ nennt, die ihr geläufigen Literarizitätskriterien (etwa: Polysemie, Fiktionalität, Autonomie und Autorreferenzialität oder Originalität) kaum einfach erfüllt. Sie wird dabei zugleich nicht übersehen können, dass sie keineswegs ohne weiteres voraussetzen darf, für jene ‚Literatur‘ hätten immer schon institutionell gesicherte kommunikative Sonderräume jener Art bereitgestanden, wie sie aus modernen Literatur- und Kunstsystemen vertraut sind. Analytische Interessen führen also auf historisch distinkte Formen der Situationalität und Traditionalität, der kommunikativen Unwahrscheinlichkeit und Mustergebundenheit der mittelalterlichen Literatur.¹¹ Sie führen auf die „Partikularität der Kommunikationsgemeinschaften“¹² und auf die schwache Ausdifferenzierung poetischer Kommunikation gegenüber den Praxiszusammenhängen der Heilssorge, des Rechts, der Macht, überhaupt der kulturellen Reproduktion. Analytische Interessen führen darauf, dass so etwas wie ein ‚Literatursystem‘ sich in langen, vielschichtigen und oft wie richtungslos wirkenden historischen Prozessen erst ganz allmählich herausdifferenziert.

Interessiert sich aber die Mittelaltergermanistik in solcher analytisch zu nennenden Weise für die Möglichkeitsbedingungen historisch fremd gewordener Literatur, dann kann sie zahlreiche Anschlussfragen weit auffächern und komplexer machen: Fragen nach der Poetizität jener Texte, nach ihrem historischen Sinn und der Geschichtlichkeit ihrer literarischen Regulierungssysteme (Schemata, Gattungen, Traditionen usw.), nach ihren historisch-anthropologischen wie diskursiven Voraussetzungen und Implikationen; Fragen auch nach dem jeweiligen medialen Status oder den intermedialen Kopplungen der literarischen Rede, nach den mit ihr verbundenen sozialen Rollen, performativen Mustern und Kommunikationssituationen sowie nach ihren sozialen Funktionen und kulturellen Effekten. Stets aber ginge es, wenn man Erkenntnisinteressen und Fragen in solcher Weise anlegt, auch um die Relationen von poetischer Kommunikation und sozialer Interaktion,¹³ von literarischem Diskurs und performativer Praxis. Stets stünde also systematisch das Problemgeflecht von ‚Text und Kultur‘ im Mittelpunkt.

III. Disziplinäre Drift. An dieser Stelle mit der Kennmarke ‚Kulturwissenschaften‘ konvergieren – nicht erst in jüngster Zeit – viele, vermutlich die meisten Prozesse disziplinären Wandels in der Altgermanistik. Doch sind es ganz unterschiedliche Diskus-

10 Zur ‚Einbettung‘ und der notwendigen komplementären ‚Ausbettung‘ von Literatur vgl. Rainer Warning: Poetische Konterdiskursivität. Zum literaturwissenschaftlichen Umgang mit Foucault. In: Ders.: Die Phantasie der Realisten, München 1999, S. 313–345.

11 Vgl. Peter Strohschneider: Situationen des Textes. Okkasionelle Bemerkungen zur ‚New Philology‘, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 116 (1997), SH: H. Tervooren, H. Wenzel (Hrsg.): Philologie als Textwissenschaft. Alte und neue Horizonte,

S. 62–86; Klaus Grubmüller: Gattungskonstitution im Mittelalter, in: N. F. Palmer, H.-J. Schiewer (Hrsg.): Mittelalterliche Literatur und Kunst im Spannungsfeld von Hof und Kloster, Tübingen 1999, S. 193–210.

12 Grubmüller (wie Anm. 11), S. 210.

13 Vgl. Beate Kellner, Ludger Lieb, Peter Strohschneider (Hrsg.): Literarische Kommunikation und soziale Interaktion. Studien zur Institutionalität mittelalterlicher Literatur, Frankfurt a. M. u. a. 2001.

sionsbewegungen, die hier zusammenlaufen, und sie lassen unterschiedliche Sortierungen zu. Das kann ein kurzer Blick auf drei Beispiele der Vermessung dieses diskursiven Feldes deutlich machen.

Das von Claudia Benthien und Hans Rudolf Velten konzipierte germanistische Studienbuch gliedert die kulturwissenschaftlichen Ansätze und Interessensfelder nach den Stichworten „Historische Anthropologie“, „Ordnungen des Wissens“ (was selbstverständlich auf Michel Foucault anspielt), „Medien- und Kommunikationstheorie“, „New Philology / Textkritik“, „Performativität“, „Gender“ sowie „Alterität und Interkulturalität“.¹⁴ Dass hiermit die wichtigsten der neueren Aufmerksamkeitsfokussierungen benannt sind, ist offenkundig. Deutlich ist aber auch, dass es sich – wie wohl unvermeidbar – um sehr disparate Kategorien handelt und dass die vorgenommenen Abgrenzungen keineswegs ohne breite Überlappungszonen gelingen wollen. Vergleichbares gilt übrigens auch für andere Sortierungen.

Entlang systematischer Problemlinien hat demgegenüber etwa das jüngste mediävistische DFG-Symposium, das unter Leitung von Ursula Peters im Jahre 2000 stattfand, die Diskussionen zu strukturieren versucht: „Textkonstitution und Vermittlung“, „Kulturtheoretische Konzepte“, „Institutionelle Bedingungen“, „Poetologische Konzepte“ lauteten dafür die Leitbegriffe.¹⁵ Und auf eine dritte Weise hat Jan-Dirk Müller¹⁶ einmal den Interessenwandel der Altgermanistik unter vier Programmwörtern beschrieben. Dabei stand „Mediävistik“ für die Entstehung einer transdisziplinären Mittelalterwissenschaft, für welche u. a. (wie für den ‚New Historicism‘) eine theoretische Privilegierung literarischer gegenüber nicht-literarischen Texten ausscheidet. „New Philology“ sodann war das Kennwort für Historisierungen und Differenzierungen von Textbegrifflichkeiten. „Materialität und Medialität“ verwies auf gewachsene Aufmerksamkeiten, „die dem Zeichenträger – also der Schrift sowie (in der ‚Aufführung‘) dem menschlichen Körper¹⁷ – „für den Prozeß der Speicherung und Übermittlung von Information“ zugewachsen sind.¹⁸ Und viertens „Historische Anthropologie“ war der Problemtitel für Anstöße „zur Historisierung anthropologischer Annahmen“ mit übrigens höchst konkreten Auswirkungen zum Beispiel auch auf das, was bei der Interpretation mittelalterlicher Dichtung als plausibel gelten kann; so bei dargestellten Affekten wie Liebe, Zorn, Trauer oder Lachen.

Müllers Gliederungsvorschlag ist mittlerweile zehn Jahre alt, doch nur an wenigen Stellen würde man die Akzente heute leicht verschieben müssen. Und auf gewisse Vereinfachungen, die dieser Überblick wohl oder übel vornehmen muss, kommt es mir im Folgenden gerade an. Sie helfen nämlich, sichtbar zu machen, dass sich in den Veränderungen der Altgermanistik – so sehr stets von ‚Kulturwissenschaften‘ als von einer Mehrzahl von Interessenbewegungen und Frageansätzen zu sprechen ist – doch so etwas wie eine Drift ausmachen lässt. Diese Drift zeigt sich zunächst als Ausweitung

¹⁴ Benthien, Velten (wie Anm. 5).

¹⁵ Peters (wie Anm. 5).

¹⁶ Vgl. Jan-Dirk Müller: Neue Altgermanistik. In: Jahr-

buch der deutschen Schillergesellschaft 39 (1995), S. 445–453

¹⁷ Dazu v. a. auch die Beiträge in Müller (wie Anm. 4).

¹⁸ Müller (wie Anm. 16), S. 450.

der disziplinären Wissensansprüche. Sie führt von der (mittelalterlichen) Literatur im speziellen zur (mittelalterlichen) Kultur überhaupt. Und das zeigt sich als Trend von ‚Geist‘ und Text hin zu Körper, Ritual und Bild, als Verschiebung der Akzente von der Semantik der Kommunikate zur Materialität und Performativität der Kommunikation, vom Sinn zur Sinnlichkeit. Das – sozusagen – philo-logische Prinzip des *sola scriptura* organisiert nicht mehr wie von allein disziplinäre Identität. Vielmehr wird es im Gegenteil selbst in seiner historischen Kontingenz befragbar; man sieht dann, dass dieses Prinzip zum Beispiel spezifische Koppelungen von Schrift, Text und Semantik institutionalisiert, welche keineswegs universal funktionieren.

Wollte man noch drastischer vereinfachen, um die Situation zu weiterer Kenntlichkeit zu verzerren, dann ließe sich wohl auch sagen, die disziplinäre Drift der ‚Verkulturwissenschaftlichung‘ führe sozusagen vom *sema* zum *soma*. Und als – freilich ironische – Marke für diese Entwicklungsdynamik der Altgermanistik, welche als Produkt des deutschen 19. Jahrhunderts epistemologisch freilich eine durchaus protestantische Angelegenheit war, mag sich etwa der Ausdruck ‚Katholisierung‘ anbieten.¹⁹ Dieses Label passt deswegen nicht schlecht, weil es sich schließlich um Aufmerksamkeitsverschiebungen handelt, welche von zeichenhaften Repräsentationen und Bedeutungen zu Präsenzstiftungen und Bedeutsamkeiten führen, welche also gewissermaßen das Andere des Textes in den Blick zu bringen versuchen als Bedingung seiner Möglichkeit und seines kommunikativen Funktionierens.

In dieser Drift vom *sema* zum *soma*, vom ‚Protestantischen‘ zum ‚Katholischen‘ werden zweifellos ganz unterschiedliche Bezugsfelder wirksam, in denen die Altgermanistik samt all denen steht, die sich ihr zuordnen: einerseits etwa kulturelle Erfahrungen mit ausgreifenden Prozessen sich beschleunigender technischer Medialisierungen bei gleichzeitigem Bedeutsamkeitszuwachs präsentistischer Phänomene wie etwa – um nur die Breite des Spektrums anzudeuten – religiöse Fundamentalismen oder *event-* ‚Kulturen‘ zwischen ‚Schalke‘, dem Bayreuther Grünen Hügel und der Berliner ‚Love Parade‘. Andererseits folgen die Akzentverschiebungen von der Semantik der Diskurse hin zum Körper und seinen performativen Praxen zugleich auch innerwissenschaftlichen Entwicklungslogiken: An die Stelle jener wohl von vorneherein zu makroskopisch angelegten Kontextualisierungsverfahren, wie sie für die Projekte einer Sozialgeschichte der Literatur in den 70er Jahren kennzeichnend waren, treten Beobachtungen ihrer lokalen Situierungen und ihrer Medialität (‚Aufführungssituationen‘). Eben weil der *linguistic turn* den Zusammenhang von Sinnesleistungen und Sprach- bzw. Symbolisierungsvermögen oft und gerne übersah,²⁰ konnte es plausibel werden, sich an Momen-

19 In ähnlicher Weise hat Sybille Krämer (Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Gedanken über Performativität als Medialität, in: U. Wirth [Hrsg.]: Performatanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M. 2002, S. 325 u. ö.) diese Konfessionalitätsmetapher zur Beschreibung dessen verwendet, was sie in unserem Zusammenhang eine ‚Zwei-Welten-Ontologie‘ (von Ausdrucks- ‚Oberflächliche‘ und Bedeutungs- ‚Tiefe‘) nennt.

20 Vgl. Karl Siegbert Rehberg: Weltrepräsentanz und Verkörperung. Institutionelle Analyse und Symboltheorien. Eine Einführung in systematischer Absicht. In: G. Melville (Hrsg.): Institutionalität und Symbolisierung. Verstetigungen kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart, Köln u. a. 2001, S. 3–49.

ten der Präsenz, der Gegenständlichkeit, der Verkörperung abzuarbeiten. Zugleich werden die Bezugswissenschaften der Germanistischen Mediävistik pluraler, so dass sie mit- und nachvollzieht, was auch in ihren philologischen Nachbardisziplinen, sodann in Philosophie, Anthropologie, Gesellschafts-, Kommunikations-, Medien- und Kulturtheorie oder in den Bildwissenschaften beobachtet werden könnte. Überall gibt es einen wachsenden Bedarf für Konzeptualisierungsmöglichkeiten, welche nicht die Welt und die Kultur überhaupt allein in ihrer Lesbarkeit begreifen müssen, sondern welche mit dem Körper und seinem Sinnesapparat, dem Ritual und der nicht-textuellen Praxis das Andere des Textes konzeptionell einholen können.

IV. Komplexitätssteigerung und Entdifferenzierung. Mit wenigen Strichen versuche ich hier einen Trend zu skizzieren, welcher die Germanistische Mediävistik derzeit mitzubestimmen scheint – öfters eher verdeckt, zuweilen auch undurchschaut, manchmal aber durchaus programmatisch expliziert. Feinabstimmungen müssen bei einem solchen Versuch ebenso ausgespart bleiben wie die gegenläufigen Bewegungen (neuerdings wird bereits wieder von ‚Rephilologisierung‘²¹ gesprochen) oder jene pflegenswerten Sektoren, wo die Wissenschaftler(innen) einfach kontinuierlich ihre auf Langfristigkeit angelegte philologische Arbeit tun. Selbstverständlich auch ist die Gegenüberstellung von Protestantischem und Katholischem eine Verzerrung. In Wahrheit bezeichnen ja die Stichworte ‚Kultur‘, ‚Performativität‘, ‚Präsenz‘, ‚soziale Praxis‘ einerseits und andererseits ‚Text‘, ‚Semiotik‘, ‚Repräsentation‘, ‚literarischer Diskurs‘ nicht Oppositionen, sondern sachliche Funktionsgefüge: Die eucharistische Messfeier wäre nur der in unserer Tradition wichtigste, aber bei weitem nicht der einzige Sachverhalt, an welchem man sich solche funktionalen Verschränkungen von Performativem und Textuellem, von Präsenzstiftung und semiotischer Verweisung, von *soma* und *sema* systematisch verdeutlichen könnte.

Solcher Vereinfachungen ungeachtet meine ich, es seien gleichwohl unverkennbare Achsenverschiebungen der Germanistischen Mediävistik mit diesen Stichworten jedenfalls ihrer Richtung nach nicht unzulässig beschrieben. Diese Trends haben zu einer beachtlichen Vermehrung und Komplizierung jener sachlichen und methodischen Bezugsordnungen geführt, in denen das Fach heute arbeitet, und auch zu einer Ausweitung der in ihm vertretbaren Wissensansprüche: Altgermanisten sprechen aus eigenem Recht nicht mehr allein über Trennfehler, Metrik und Grammatischen Wechsel, über Minnekonzepte und Symbolstrukturen des höfischen Romans, sondern auch zum Beispiel über die Gegenstände oder systematische Probleme von Kunstgeschichte, Historischer Anthropologie und Heraldik, von Philosophie, Religionswissenschaft oder allgemeiner Medientheorie.

Dies, glaube ich, lässt sich nun aber auch so beschreiben, dass man sagt: Die Fachgeschichte von Germanistischer Mediävistik als ‚Kulturwissenschaft‘ stehe weniger, wie es früher einmal der Fall war, im Zeichen fortschreitender Ausdifferenzierungen – bis

²¹ Vgl. Walter Erhart (Hrsg.): Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung? Stuttgart, Weimar 2004.

hin zu Institutionalisierung von Subdisziplinen wie Überlieferungsgeschichte oder Edittorik. Vielmehr scheint es, als würden jetzt die Prozesse extrem auseinander getriebener Spezialisierungen in ihrer systematischen Problematik wahrnehmbar; man stelle sich bloß ein germanistisches Fachgespräch zwischen Editionsphilologen, Dekonstruktivisten und Spracherwerbsforschern vor. Es wird bemerkt, dass man im Maße intradisziplinärer Differenzierungen auch gesellschaftliche Legitimitätseinbußen riskiert. Demgegenüber scheint Altgermanistik als Kulturwissenschaft durch eine Drift auf Entspezialisierung, auf Vereinheitlichung, auf Re-Integration gekennzeichnet zu sein – oder: durch Spezialisierung sozusagen fürs Allgemeine. Und im Blick hierauf könnte sodann von ‚Katholisierung‘ gar in einem geradezu etymologischen Sinne gesprochen werden.

Ausweitung der Bezugsordnungen, Expansion der Wissensansprüche, Spezialisierung aufs Allgemeine: Die Bewegung geht auf eine gewisse disziplinäre Entdifferenzierung. Dabei ist ganz unübersehbar, dass dieser Trend verstärkt wird durch den Interdisziplinaritäts-Imperativ der Bildungspolitik, indem dieser ihn mit symbolischem wie finanziellem Kapital ausstattet. In diesem Entdifferenzierungsprozess verlieren die fachlichen Grenzen zwischen der Altgermanistik und ihren Nachbardisziplinen – von der Kunst- bis hin zur Frömmigkeitsgeschichte, von der allgemeinen Medientheorie über die Wissenschaftshistorie bis zur Ethnologie – ihre Selbstverständlichkeit; und wenn nicht ihre institutionelle, so doch ihre epistemologische Selbstverständlichkeit. Diese Grenzen werden verhandelbar und darin unscharf. Insofern ist aber auch der Ausdruck ‚Kultur‘ als Orientierungs- und Leitformel der skizzierten disziplinären Driften in seiner Unschärfe gerade prägnant: Wo – etwa in kritischer Gegenbewegung gegen den *cultural turn* – diese Unschärfe kritisiert wird, da scheint mir übersehen, dass seine substanzielle Unbestimmbarkeit²² ja nicht ein Manko ist, sondern im Gegenteil die Bedingung der Brauchbarkeit des Ausdrucks ‚Kultur‘: seiner Funktion als ein Reintegrationskonzept nämlich, mit welchem die Geisteswissenschaften auf ihre Legitimationskrisen und auf die Geschichte ihrer fortschreitenden Ausdifferenzierungen reagieren. Kulturbegriff und kulturwissenschaftliche Methodenorientierungen verheißen nicht zuletzt die wiedergewonnene Gemeinsamkeit einer integrativen Reflexionsebene.²³ Die disparatesten wissenschaftlichen Aktivitäten haben es unter seinen Vorgaben ja immer mit dem nämlichen zu tun, eben mit ‚der Kultur‘.

V. Optionen und Einheitsfiktionen. In dieser Situation verfügt die Germanistische Mediävistik vermutlich vor allem über zwei Optionen. Die eine, sie scheint mir die begründungstheoretisch interessante zu sein, geht auf Intensivierung der Arbeit an den Begriffen und sie hält die Altgermanistik an die kategorialen Standards der Interpretation semantisch höchst komplexer Texte gebunden. Diese Option setzte auf nicht-be-

22 Vgl. Dirk Baecker: *Wozu Kultur?* Berlin 2000, S. 14 u. ö. Eine funktionalistische Bestimmbarkeit des Kulturbegriffs wird damit freilich keineswegs bestritten.

23 Vgl. von Graevenitz (wie Anm. 5), S. 101 ff.; Claus-Michael Ort: *Was leistet der Kulturbegriff für die*

Literaturwissenschaft? Anmerkungen zur Debatte, in: von Bloh, Vollhardt (wie Anm. 5), S. 541 ff.; kritisch hierzu Wolfgang Proß: *Ideologie und Utopie einer neuen Disziplin: Kritische Bemerkungen zur ‚anthropologischen Wende‘ der Geisteswissenschaften*, in: ebenda, S. 512.

liebige theoretische Begründungszusammenhänge, nach denen jede historische Wissenschaft hermeneutisch sein muss, auch diejenige von ‚Kultur‘ überhaupt und von Präsenz, Performativität oder ‚Materialität der Kommunikation‘ im Besonderen. Sie weiß, dass sie stets der Textauslegung verdankt, was sie weiß. Gerade so ermöglicht sie allerdings beträchtliche Komplexitätssteigerungen sowie historisch gesättigte Problematisierungen des germanistischen Wissens.

Die optionale Alternative hierzu bestünde darin, im Prozess einer gewissen disziplinären Entdifferenzierung nicht auf Begriffsarbeit und analytische Kompetenz zu setzen, sondern auf umfassende Ausdehnung der Ansprüche auf sachliche Zuständigkeit. Zuvörderst würde die Altgermanistik dieserart nicht über Probleme, Verfahren und Kompetenzen bestimmt, sondern über einen Gegenstand, etwa die (mittelalterliche) ‚Kultur‘ überhaupt, dessen Gegenständlichkeit freilich zugleich unterbestimmt bliebe. In dieser Option, von der ich spreche, weil sie vermutlich doch mehr als lediglich ein Gedankenspiel ist, kehrt in gewandelter Gestalt jenes Allzuständigkeitsphantasma wieder, welches die deutsche Philologie schon verfolgte, als ihr Schlüsselbegriff nicht bereits die ‚Kultur‘, sondern noch der ‚Geist‘ war. Selbstermächtigungen diesen Typs führen indes auf Kosten von theoretischer Differenzierung zu konstitutiven Überforderungen von Literaturwissenschaft: Solange sie Wissenschaft zu sein beansprucht, kann sie so wenig wie irgendeine andere Disziplin ernsthaft über die Welt überhaupt, und sei es auch nur diejenige des Mittelalters, sich zu äußern beanspruchen. Und zwar kann sie dies auch dann nicht, wenn die von ihr erforschten Texte – als heilige oder ästhetische zum Beispiel – einen solchen Anspruch ihrerseits gerade erheben sollten. Die Option einer über die Expansion der sachlichen Zuständigkeiten laufenden Identifikation und Legitimation des Faches ist daher begründungstheoretisch ganz uninteressant.

Dies mag hier auf sich beruhen können. Gravierend ist allerdings, dass mit dieser Option beträchtliche wissenschaftspolitische Risiken verbunden sein könnten. Beim Phantasma expandierender Zuständigkeiten kreuzen sich nämlich die Probleme des disziplinären Wandels und des Wandels des Disziplinären einerseits mit denjenigen der Hochschulreform andererseits mit den Vorgaben und Zumutungen der aktuellen Transformationsprozesse von Forschung und Lehre und ihren akademischen Institutionen. Diese Prozesse werden von einem um die Pflege seiner Semantiken übrigens wenig bekümmerten veröffentlichten Diskurs universitäts- und wissenschaftspolitischer Art begleitet und vorangetrieben, welcher seinerseits in erstaunlicher Weise von Einheitsfiktionen und Entdifferenzierungsvorstellungen geprägt ist:²⁴ Er fordert von den Hochschulen überhaupt stets die nämliche Anpassung an demographische, ökonomische oder politische Vorgaben, ohne zwischen Hochschul- und Universitätstypen noch angemessen zu unterscheiden. Dieser Diskurs spricht stets auch von *der* Wissenschaft, als ob Erkenntnisinteressen, Vollzugsformen, institutionelle Strukturen und Funktionen etwa der Forstbetriebswirtschaftslehre von denen der Assyrologie oder Neurobiologie nicht un-

24 Die folgende Skizze dieser These stammt im Wesentlichen aus einer vorangegangenen Polemik: Stich-Worte und Wider-Sprüche. Zur aktuellen

Universitäts- und Wissenschaftspolitik. In: P. Boden, K. Ehlich (Hrsg.): Geisteswissenschaften und Gesellschaft, Bielefeld [2003], S. 442–452.

terscheidbar wären. Immer ist von *der* akademischen Lehre und ihrer Reformdrüftigkeit die Rede, wie wenn sie in Medizin, Physik und Germanistik zu gleichen Zwecken in identischer Weise praktiziert würde.

Solcher ein-fältigen Wahrnehmung von Universität und Wissenschaft entsprechen jene faktischen Entdifferenzierungen, welche – ungeachtet aller Wettbewerbs-Rhetorik – durch die derzeit getroffenen administrativen Maßnahmen bewirkt werden: sei es, dass funktionale Unterscheidungen zwischen Fachhochschulen und Universitäten direkt oder indirekt nivelliert werden, wie es derzeit unter den Sachtiteln Gestufte Studiengänge (Bachelor), Finanzierungssysteme, Gehaltsstrukturen, Promotionsrecht, Lehrdeputate u. s. w. verbreitet geschieht; sei es, dass in ökonomistischen Leistungsbewertungsverfahren für höchst unterschiedliche Disziplinen einheitliche Bemessungsparameter gelten sollen, ja dass überhaupt unterstellt wird, die Leistungen (und die gesellschaftlichen Effekte) von Wissenschaften und akademischer Lehre ließen sich in einer ökonomischen Bewertung angemessen abbilden.²⁵ Gleichermaßen entdifferenzierend wird es wirken, wenn Studiengebühren ganz unabhängig von den Berufs- und Verdienstchancen der Studienabgänger erhoben werden oder wenn Studienerfolg nicht an der Berufsfähigkeit der Absolventen, sondern daran gemessen würde, ob sie einen ganz bestimmten Berufseinstieg erfolgreich hinbekommen, während tatsächlich doch in den verschiedenen Wissenschaftsbereichen höchst unterschiedliche und unterschiedlich enge Koppelungen von Studium und Beruf gegeben – und sinnvoll! – sind.

Überall gibt es dieselben fatalen Homogenisierungsbewegungen²⁶ quer zu den disziplinspezifisch höchst unterschiedlichen Formen der Erkenntnisproduktion und -reproduktion. Und es gibt sie selbstverständlich auch im Außenverhältnis des Wissenschaftssystems: Ein plastisches Beispiel hierfür ist die grassierende Forderung nach Stärkung der Praxisbezüge von Forschung und Lehre. Im Klartext wird da ja gerade die Entdifferenzierung der Funktionsspezifikationen der Universität gegenüber anderen gesellschaftlichen Teilbereichen (sowie die Verknappung der für die Transfers zwischen ihnen akzeptablen Zeiträume) verlangt. Und gleiches gilt auf der Rückseite dieses Diskurses für den denunziatorischen Gebrauch von Metaphern wie ‚Elfenbeinturm‘ und ‚Gelehrtenrepublik‘: Er will gerade jene spezifischen Differenzen planieren, welche allein die Systeme von Universität und universitärer Wissenschaft begründungsfähig bleiben lassen.

25 Mit ‚Ökonomismus‘ als einer reduktionistischen Form der Beobachtung von Universität und Wissenschaft ist in diesem Sinne die Beanspruchung eines Relevanzmonopols für (typischerweise quantitative) ökonomische Evaluationsverfahren gemeint, die stets mit Verkürzung der evaluierten Zeithorizonte und Funktionsketten einhergeht. Das Problem wäre in dieser Sicht also selbstverständlich nicht das Ökonomische als solches – das herrscht immer: auch bei der frommen Stiftung eines Altarretabels, in der Ehe oder bei der ‚gerechten‘ Verteilung von Sandkastenspielzeug. Das Problem ist der ökonomistische Reduktionismus im genannten Sinne.

26 Fatal sind sie nicht zuletzt auch deswegen, weil spätestens seit dem sog. Öffnungsbeschluss von 1972 das bundesrepublikanische Hochschulsystem ohnehin unter einer manifesten Differenzierungsblockade leidet; vgl. dazu Wolfgang Essbach: Die Universität als institutionelle Fiktion. Zugang und Mitbestimmung, in: J. Fischer, H. Joas (Hrsg.): Kunst, Macht und Institution. Studien zur Philosophischen Anthropologie, Soziologischen Theorie und Kultursoziologie der Moderne, Frankfurt a. M., New York 2003, S. 402 bis 418.

VI. Risiken und Differenzierungsstrategien. Institutioneller Sinn und Funktionalität solcher Einheitsfiktionen liegen auf der Hand: Wie sollten etwa die Interessen der Professor(inn)en politisch und rechtlich vertreten werden können, wenn sie sich nicht als diejenigen einer Berufsgruppe homogenisieren ließen? Wie sollten sich Verschiebungen von Ressourcen hin zu jenen Disziplinen, welche Vermehrung der Arbeitsplätze oder Verlängerung des Daseins versprechen können, politisch organisieren lassen, wenn zuvor die intellektuellen ‚Schleiertänze‘ jener *soft sciences* in ihrer spezifischen Eigenlogik und Eigengeltung wahrgenommen werden müssten, zu deren Lasten solche Allokationen gehen sollen? Und in fachspezifischer Perspektive ließe sich dem nun hinzufügen, dass eine von Einheitsfiktionen gebeutelte Universitätslandschaft ironischerweise gar nicht schlecht zusammenpasst mit bestimmten Trends der Altgermanistik: mit jener Drift auf Entspezialisierung, auf das Durchlässigwerden disziplinärer Grenzen, welche ich eben zu skizzieren versuchte. Denn dies wäre in der hier gewählten Perspektive ja gewissermaßen das Gemeinsame der Disziplin und ihres akademisch-politischen Umfeldes: Programmatische Entdifferenzierung.

Jedoch darf man sich bei dieser Gemeinsamkeit keinesfalls mit einer Verheißung beruhigen. Die institutionellen Einheitsfiktionen von der einen Universität und der einheitlichen Wissenschaft und die schlüssige Einpassung einer ihrerseits durch Entdifferenzierungsprozesse gekennzeichneten Disziplin in sie: Beides ist vielmehr, vor allem aus zwei Gründen, ziemlich beunruhigend. Einerseits droht nämlich durch diese Homogenisierungen ein hinlänglich komplexer Begriff von Universität schleichend zersetzt zu werden, während Fächer wie die Mittelaltergermanistik gerade darauf angewiesen sind, dass die Universität Spannungsbalancen zwischen einander widersprechenden oder ausschließenden Prinzipien institutionalisiert²⁷ – also etwa zwischen Lehre und Forschung, zwischen Anwendungs- und Grundlagenforschung, zwischen Ausbildung und Bildung, zwischen Praxis und Theorie.

Es kommt ein Zweites hinzu, das das Fach noch unmittelbarer betrifft: Die passgenaue Einfügung in eine ihre differenzierte Komplexität verlierende Universität ließe die Altgermanistik noch stärker, als es ohnedies der Fall sein dürfte, unter die Imperative eines sog. Reformprozesses geraten, der, was er zu reformieren vorgibt, längst nicht mehr in der nötigen Präzision wahrzunehmen im Stande scheint.²⁸ Das aber hieße: Immer unwahrscheinlicher würden die Alternativen – es sind die wohlfeilen Stichworte: – zur Verbundforschung, zur Drittmittelforschung, zum Praxisbezug, zur Berufsorientierung, zur Beschleunigung der Innovationsintervalle, zur Steigerung des Publikations-*outputs*, zur Dauerdidaktisierung des Studiums u. s. w. Intrinsische Motivationen, Neugierde um ihrer selbst willen, ergebnisoffene Erkenntnisuche, kritische Selbstbeobachtung, Vielfalt der Gegenstände wie der Reflexionsstile und Rhetoriken, aber

²⁷ Zu diesem auf Arnold Gehlen zurückgehenden Begriff vgl. Rehberg (wie Anm. 20), bes. S. 13 ff.

²⁸ Das ließe sich selbstverständlich auch in der Gegenrichtung formulieren. Man würde dann sagen, dass die Abstraktheit der wissenschaftspolitischen und hochschulrechtlichen Reformvorgaben gerade eine ihrer Möglichkeitsbedingungen und ihre politische

Stärke ist; dazu am Beispiel des sog. Bologna-Prozesses: Holger Dainat: EC TS etc. Studienreform im Zuge des Bologna-Prozesses. in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 50 (2003) 2–3: Propädeutik des wissenschaftlichen Schreibens, Bologna-Folgen, S. 337.

auch etwa die Muße als Möglichkeitsbedingung intellektueller Hochleistungen oder der Irrtum: Sie begegneten dann nicht mehr als notwendige Treibmittel einer Gesellschaft, die sich selbst intellektuell nach wie vor gewachsen sein will. Sie verkämen dann vollständig zu residualen Störfaktoren.

Wenn an dieser Prognose – man bemerkt: ich komme zur Zukunft und damit zum Ende – etwas dran sein sollte, dann muss die Altgermanistik sie falsifizieren wollen. Und das heißt in meinen Augen: Sie muss auf ihre spezifischen Differenzen und auf diejenigen des Universitäts- und Wissenschaftssystems setzen: Also auf Differenz anstatt auf Entdifferenzierung, auf Komplexität statt auf Vereinfachung, auf dichte Reflexivität statt auf breite Gegenstandsbereiche, aufs langsame Bohren dicker Bretter, auf tiefe Zeithorizonte und hochgradig vermittelte Funktionsketten.²⁹ Wenn die Mittelaltergermanistik indes in dieser Weise verführe, dann wäre die Frage – jedenfalls als eine fachpolitische – durchaus sekundär, ob die eine Kollegin mehr ihre ‚katholischen‘ oder der andere Fachvertreter mehr seine ‚protestantischen‘ Erkenntnisinteressen verfolgt. Dann bestimmte sich so etwas wie disziplinäre Identität durchaus abseits der programmatisch hochgespielten Innovationskämpfe zwischen Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaften (und dann ließen sich übrigens auch diese Kämpfe leichter entdramatisieren).

Wenn sie auf Differenziertheit und Differenzierung setzte, dann läge die disziplinäre Identität der Germanistischen Mediävistik vielmehr darin, dass sie den Leitunterscheidungen des Wissenschaftssystems wie Tradition und Innovation, Theorie und Praxis, Irrtum und Wahrheit, Heteronomie und Autonomie als Wissenschaft zwar unterliegt. Dass sie zugleich aber diese Leitunterscheidungen zusammen mit vielen anderen kulturellen Selbstverständlichkeiten unserer Welt kritisch in besonderer Weise reflektieren kann: im Medium jener doppelten, zugleich systematischen und historischen Alterität, die ihr einerseits mit der Kunst und andererseits mit der Kunst der Vormoderne als Problem aufgegeben ist. Damit aber würde nicht für sachliche Zuständigkeiten, sondern für analytische Verfahren und Kompetenzen als spezifische Differenz der Germanistischen Mediävistik optiert. Ihr Geschäft ist die Analyse jener vergangenen Möglichkeiten, ohne welche es gegenwärtige und zukünftige Wirklichkeiten noch nicht einmal ihrem Begriff nach geben könnte.

In einer Zeitschrift, die nicht weit vom Vestibül der Humboldt-Universität zu Berlin herausgegeben und redigiert wird, darf dem der Nachsatz hinzugefügt werden: Solche möglichkeitswissenschaftliche Analyse ist eine unhintergehbare Voraussetzung jener Neu-Interpretation der Welt, welche man betreiben muss, wann immer man diese Welt verändern will.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Peter Strohschneider, Ludwig-Maximilians-Universität, Department für Germanistik, Komparatistik und Nordistik, Institut für Deutsche Philologie, Schellingstraße 3, D-80799 München

29 Zur Vermeidung von Missverständnissen füge ich hinzu, dass diese Option den Gebrauch vereinfachender Argumentationen und plastischer Rhetorik

im verwaltungsbürokratischen oder wissenschaftspolitischen Außenverhältnis des Faches durchaus nicht ausschließt.